

Horst Kächele

Gender-Prototypen des Beschreibens klinischer Interaktion¹

Berlin Career College, Masterstudiengang Musiktherapie am 9.11.13

Das Verfassen von Behandlungsberichten ist vermutlich nicht einfach identisch mit dem Sprechen in der psychoanalytischen Situation. Trotzdem könnten die Therapieerfahrungen beschreibende Sprache von Therapeuten ein kostbares Material sein, um einen Einblick in den gedanklichen vor- und unbewussten Prozess von Psychoanalytikern zu gewinnen, in dem klinisches Material verarbeitet oder gar „verdaut“ wird.

Die Abschlußberichte, die im Rahmen der psychoanalytischen Ausbildung verfasst werden, geben in der Regel auf bis zu zwanzig Seiten den Ersteindruck eines Patienten, die Biographie und der Verlauf der Behandlung zusammenfassend und verdichtet wieder.

Die Fragestellung der empirischen Untersuchung lautete: Lassen sich geschlechtstypische Merkmale in den Erstkontaktschilderungen von Psychoanalytikern nachweisen?

Die empirische Untersuchung bestand aus zwei Schritten. Im ersten Schritt wurde eine sozial kompetente Beurteilergruppe (N=120) aufgefordert, nach einem vergleichbaren Schema Urteile zum Sprachstil des männlichen bzw. weiblichen Psychoanalytikers abzugeben. Als Auswahlkriterium galt, dass die Beurteiler einen Beruf hatten, für den psychologische Kenntnisse notwendig waren und dessen Ausübung zu ständigem Kontakt mit Menschen führte. So bestand die Gruppe aus Psychoanalytikern, Psychologen, Psychotherapeuten, Sozialarbeitern und Lehrern. Zur Hälfte waren es Frauen, zur Hälfte Männer.

Aus dem Fundus der damals in Ulm archivierten DPV-Abschluß-Berichte (N = 320) wurden vier Gruppen gebildet: Eine Therapeutin behandelt eine Patientin, eine Therapeutin einen Patienten, ein Therapeut eine Patientin und last not least ein

¹ Basiert auf Klöß-Rotmann L, Pirmoradi S, Kächele H (2009) Psychoanalytiker als Berichterstatter: Gender-Prototypen des Beschreibens. *Forum der Psychoanalyse* 25: 66-74

Therapeut einen Patienten. Aus diesen vier Gruppen von Behandlungsberichten wurde nach dem Zufallsprinzip aus dem verfügbaren Korpus je eine Schilderung eines Erstkontaktes ausgewählt, weil diese eine in sich abgeschlossene Texteinheit mit klarer Begrenzung darstellen. Aus methodischen Gründen wurde ein weiterer, fünfter Bericht ergänzt, um die Annahme zu unterlaufen, man könne bei einer Beurteilung von einer Gleichverteilung der Geschlechtszugehörigkeit ausgehen. Diese fünf Berichte konstituierten das Untersuchungsmaterial.

Die Beurteilergruppe sollte drei Fragen beantworten:

- 1) „Ist der Therapeut dieser Erstkontaktschilderung ein Mann oder eine Frau?“
- 2) „Unterstreichen Sie die Worte, die für Ihr Empfinden auf das Geschlecht des Therapeuten hinweisen.“
- 3) „Skizzieren Sie mit eigenen Worten, woraus Sie das Geschlecht des Therapeuten erschlossen haben.“

Die Reihenfolge der Fragen war so gewählt, dass sich die Beurteiler anhand der Texte ihrer Beurteilungskriterien zunehmend bewusster werden konnten. Die Texte stimulieren Gedächtnisspuren, <cognitive maps>, die sich in den Beurteilern als Folge ihrer Lebens- und Berufserfahrung gebildet haben.

Unsere Ergebnisse:

Der Psychoanalytiker:

Es scheint ein hervorstechendes Merkmal des männlichen Analytikers zu sein, dass er in seinen Gegenübertragungsphantasien vom Objekt trennende Emotionen hervorhebt und die dunklen, konflikthaften Seiten des Lebens in den Erstkontaktschilderungen unterstreicht.

Bei den Triebmodalitäten betont er die Zielrichtung von Bedürfnissen. Häufiger beschreibt er „nehmen“ als „geben“. Er schätzt anale Fähigkeiten (z.B. Gründlichkeit, Verantwortung, Mühe, Besitz, Macht) hoch ein. Seine Phantasien sind auf die Beobachtung dynamischer Potenz gerichtet. Bei der Behandlung von Patientinnen konstatiert sich in ihm schnell ein heterosexuelles Spannungsfeld. Die Lust am Sehen und Beobachten scheint beim männlichen Psychoanalytiker intensiv ausgeprägt zu sein, die Lust am Zeigen ist eher konflikthaft besetzt. Dies äußert sich in einer Betonung des Verbergens und Versteckens, sowie in einer hohen Sensibilität für Bereiche des Schämens. Sowohl in Situationen, in denen sich das Objekt

entzieht, als auch in solchen, in denen ein intensiverer Kontakt gewünscht wird, sympathisiert der männliche Analytiker mit Einstellungen, die anzeigen, dass die Bedeutsamkeit des Objekts aktiv gemeistert wird. Das libidinös wichtige Objekt wird festgehalten oder fortgeschickt. Seine konkordante Identifizierung gilt dem aktiven Partner, der Hindernisse zielgerichtet überwindet oder sich auseinandersetzt, wobei die Wortwahl auf eine Betonung analer Aggressionsmodi hinweist. Kampf, Tod und Hass sind Themenbereiche, die dem männlichen Analytiker näher liegen als dem weiblichen.

Auf eine Neigung zur Distanziertheit des männlichen Psychoanalytikers weisen die Beurteiler hin und bringen sie damit in Zusammenhang, dass dieses Merkmal u. U. mit einer gewissen Scheu vor homosexueller Verführung durch männliche Patienten zusammenhängt. Die Distanziertheit weiblichen Patienten gegenüber wird in der psychoanalytischen Literatur damit erklärt, dass schon eine probeweise Identifizierung des männlichen Analytikers mit Frauen Kastrationsängste zu wecken vermag. Dann können Frauen als wesensfremd empfunden werden.

Was die Ebene des Arbeitsbündnisses betrifft, so scheint der männliche Psychoanalytiker eine aktive, differenzierte Behandlungstechnik zu bevorzugen. Durch aktive Interventionen bringt er Bewegung ins Behandlungsgespräch, und der Patient reagiert darauf. Er erklärt und macht Zusammenhänge klar. Er selegiert und strukturiert das Material des Patienten, er legt die Behandlungsregeln fest. Risikobereit konfrontiert er den Patienten mit Deutungen. Seine Vorliebe für aktives Handeln schlägt sich im Sprachgebrauch dadurch nieder, dass er häufig Verben, also „Tun-Wörter“ verwendet. Die Beurteiler vermuten hinter diesem zupackenden Deuten einen Wunsch, den Behandlungsprozess zu kontrollieren.

Dem männlichen Psychoanalytiker steht ein großer Wortschatz zur Beschreibung verantwortlichen Handelns zur Verfügung. Im Erstgespräch beobachtet er den Patienten zielgerichtet und orientiert sich dabei vor allem an Mimik und Gestik. Er scheint den epikritisch-punktuellen Wahrnehmungsfunktionen besonders Gewicht beizumessen. Beschreibungen des ersten Eindrucks von Patientinnen spiegeln in der Wortwahl das heterosexuelle Spannungsfeld wider. Beschreibt er jedoch die Sexualität des Patienten, bevorzugt er eine allgemeine, eher aseptische Sprache, die

die Entstehung von Schamgefühlen vermeidet. Beschwerden des Patienten ordnet er nach nosologischen Kriterien unter besonderer Berücksichtigung der psychischen Faktoren. Die präzise Klassifikation scheint ihm wichtiger als die erlebnisnahe Formulierung der Symptomatik. Er betont die apersonalen, sachorientierten Settingvariablen.

Diese Sachorientiertheit zeigt sich auch auf der Ebene der Realbeziehung, die wesentlich von der Geschlechtsrolle geprägt ist. Der männliche Psychoanalytiker ist an genauen Orts- und Zeitangaben interessiert. Er unterstreicht die Richtung von Bewegungen und den Verlauf der Zeit. Begriffe, die auf eine Betonung des abstrahierenden Denkens auch im Umgang mit alltäglichen Dingen hinweisen, bevorzugt er. Auf diese Einstellung weist auch sein häufiger Gebrauch von Fremdwörtern hin. Tatbeständen ordnet er Adjektive und Adverbien zu, die Eigenschaften ausdrücken, bei denen die Realitätsangemessenheit eine große Rolle spielt. Werden Sachverhalte bewertet, dann zieht er einschränkende, kritische den positiven Urteilen vor.

Bei der Schilderung von Objektbeziehungen geht er von einem differenzierten Verwandtschaftsnetz aus, in dessen Mittelpunkt er den Patienten sieht. Es reicht von der Tochter über die Großmutter bis hin zum Onkel. Der weite Blickwinkel auf die Beziehungsobjekte scheint darauf hinzuweisen, dass die Objektgebundenheit bei ihm nicht so stark ist, wie es später für die Analytikerin zu zeigen sein wird. Auf der gesellschaftlichen Kontaktebene wählt er bevorzugt konventionsgebundene Begriffe, deren Konnotation eine sachlich-höfliche Distanz ist. Er hat eine Tendenz, sein Interesse Leistung und Beruf zuzuwenden. Besitz misst er am Vorhandensein, weniger an der Möglichkeit, ihn zu erwerben.

Er wählt für sich selbst und seinen Berufsstand den Namen „Psychoanalytiker“, während seine weibliche Kollegin dafür den Begriff „Psychotherapeut“ wählt. Seine Methode bezeichnet er als „psychoanalytisch“, nicht als „psychotherapeutisch“. Dies weist darauf hin, dass er vermutlich ein gesichertes berufliches Selbstverständnis besitzt oder von anderen als solcher wahrgenommen werden will. Deshalb muss er seine berufliche Kompetenz nicht durch häufigen Gebrauch von Fachbegriffen unter Beweis stellen.

Die Psychoanalytikerin:

Der gedankliche Spielraum der Gegenübertragungsphantasien ist bei der Psychoanalytikerin durch das Streben nach harmonischen Zuständen und das Betonen objektverbindender Emotionen gekennzeichnet. Sie unterstreicht die hellen, warmen Seiten des Lebens. Was die Triebmodalitäten betrifft, so fördert sie das Wahrnehmen von Bedürfniszuständen, weniger die zielgerichtete Bedürfnisabfuhr. Sie beschreibt „geben“ häufiger als „nehmen“. Ihrer Meinung nach übertriebene anale Eigenschaften beleuchtet sie kritisch. Ihre Aufmerksamkeit gilt einer in statischen Begriffen beschriebenen aktualisierbaren Potenz. Anstelle eines heterosexuellen Spannungsfeldes konstellierte sich zwischen ihr und dem männlichen Patienten eher ein entwicklungsbedürftiges Mutter-Kind-Verhältnis, d.h. die präödpalen Anteile des Übertragungs-, Gegenübertragungsgeschehens werden im Vergleich zu den ödipal-erotischen Anteilen überbetont. Die Psychoanalytikerin zeigt im Vergleich mit ihrem männlichen Kollegen eine ungebrochenere Lust am Zeigen vor allem von eigenen Gefühlen, Stimmungen und Erlebnisweisen.

Ihre Wortwahl weist immer wieder darauf hin, dass sie von der Annahme ausgeht, die Bedeutsamkeit wichtiger Objekte werde mit indirekten Beeinflussungsmitteln oder durch reaktives Verhalten gemeistert. Dies gilt sowohl für Situationen, in denen sich das Objekt entzieht als auch für solche, in denen ein intensiver Kontakt gesucht wird. Anstatt vom Beeinflussen, Festhalten und Fortschicken zu sprechen, wie dies der männliche Psychoanalytiker tut, schreibt sie von Sich-Anziehend-Machen, Dableiben oder Weggehen vom geliebten Objekt. Sie identifiziert sich mit dem schwächeren Partner in einem Macht-, Ohnmachtgefälle. Zum Schutz und zur Verteidigung denkt sie an Flucht (flight), während der männliche Analytiker sich Kampf und Auseinandersetzung als Mittel der Wahl vorstellt (fight). Es entspricht dem Hervorheben objektverbindender Emotionen, dass die Psychoanalytikerin im Vergleich zum männlichen Psychoanalytiker häufiger vom Leben, der Freundschaft und der Liebe schreibt als vom Sterben.

Auf der Arbeitsbündnisebene scheint die Psychoanalytikerin im Gegensatz zur aktiven männlichen Behandlungstechnik eine behutsame, auf den Patienten eingehende Technik zu favorisieren, die die Aktivität des Patienten anregt. Ihr Bedürfnis nach Kontrolle der Behandlungssituation ist geringer als bei ihrem männlichen Kollegen. Sie ist zu einem großen Spielraum bereit, der Überraschungen

in der Behandlung zulässt. Sie besitzt eine gute Einfühlungsfähigkeit. Bei der Schilderung des „Ersten Eindrucks vom Patienten“ schafft sie sich eine breite Wahrnehmungsbasis (protopathische Qualität der Wahrnehmung), indem sie eine Vielzahl von Signalen, auch averbaler Natur, integriert. Ihr besonderes Interesse gilt Bewegungen, der Stimmqualität und der Sprache des Patienten. Sie achtet auf Körperdetails sowie auf Accessoires und Bekleidung. Das Hören als Wahrnehmungskanal spielt für sie vermutlich eine größere Rolle als das Sehen. Sexuelle Sachverhalte nennt sie beim Namen (z. B. Onanie, Homosexualität), auch wenn sie aus einem eher beschämenden Bereich der Sexualität stammen. Über die Beschwerden des Patienten berichtet sie in einer körper- und erlebensnahen Sprache. Es liegt ihr nahe, auf Symptome aus dem psychosomatisch-funktionellen Bereich zu achten. Sie ist weniger an den sachlichen Gesetzen der Rahmenbedingungen als vielmehr an deren Auswirkungen auf den einzelnen Patienten interessiert. In ihren Beschreibungen bettet sie den Patienten in den institutionellen therapeutischen Beziehungsweg ein, indem sie auf überweisende Kollegen, Vorgespräche u. ä. m. hinweist. Ihre Beziehungsorientiertheit stellt sie auch auf der Ebene der Realbeziehung unter Beweis. Diese äußert sich als besonderes Interesse an affektiven Bindungen und Ereignissen. Zeit- und Ortsangaben sind deshalb seltener exakte Angaben, sondern vielmehr Begriffe, die eine emotionale Konnotation haben (z.B. Ferien, Wochenende, Flucht). Die Psychoanalytikerin gestaltet den logischen Binnenraum durch Begriffe, die ihm Struktur geben, z.B. Chaos, Struktur, Gegensatz, Beispiel, Grund, Diskrepanz. Sie bestimmt die Objektbeziehungen im eigentlichen Sinne des Wortes mit Hilfe solcher Präpositionen, die die räumliche Lage der Dinge zueinander markieren. Sie neigt dazu, die Bedeutsamkeit und Intensität von Ereignissen durch Adjektive und Adverbien sowie durch empathische Partikel zu steigern. Die Betonung der Realitätsangemessenheit von Sachverhalten ist ihr weniger wichtig. Wenn sie zu Bewertungen in ihrer Beschreibung von Patienten greift, dann hebt sie positive Aspekte hervor. Ihr Denken ist weniger durch Liebe zur Rationalität in abstrakter Form, sondern vielmehr durch eine Vorliebe für Bilder, Phantasien, konkrete Gegenstände und Tiere gekennzeichnet. Bevorzugt beschreibt sie Eigenschaften von

Dingen, die mit den Händen zu „begreifen“ sind. Dies geschieht oft mit Hilfe der Urworte (z.B. groß - klein, alt - neu, usw.).

Was den Beziehungsbereich des Verwandtschaftsnetzes betrifft, so zeigt sich eine interessante Diskrepanz zwischen dem weiblichen und dem männlichen Psychoanalytiker. Im Gegensatz zur losen Objektgebundenheit des männlichen Analytikers scheint bei der Analytikerin eine enge Objektgebundenheit vorhanden zu sein, die den Blick auf die Kernfamilie, vor allem auf die Beziehung zwischen Mutter und Kind lenkt. Auch bei der Beschreibung sozialer Kontakte auf gesellschaftlicher Ebene wählt sie Worte, die die persönliche Beziehung hervorheben (z.B. Freundschaft statt Kontakt).

Vielleicht ist es nicht bloß ein interessantes Aperçu, sondern eine Tatsache, die sich in nachfolgenden Untersuchungen nachweisen liesse, dass die weibliche Analytikerin der Tatsache des Besitzens von Dingen nicht so sicher ist wie der männliche. Ihr Augenmerk ist auf den Erwerb von Besitz ausgerichtet.

Als gesichert kann gelten, dass sie den Besitz einer beruflich gefestigten Identität intensiver anstrebt als ihr männlicher Kollege. Dies äußert sich u. a. darin, dass sie signifikant häufiger als ihr männlicher Kollege psychoanalytische Fachausdrücke in ihre Fallberichte einfließen lässt. Sie wählt zur Bezeichnung ihres Berufsstandes die Bezeichnung „Psychotherapeut“ häufiger als der männliche Analytiker und nennt ihre Methode oft „psychotherapeutisch“. Die beiden letztgenannten Ergebnisse lassen auf eine größere Unsicherheit der weiblichen Psychoanalytikerin in ihrem beruflichen Selbstverständnis schließen.

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. med. Dr. phil. Horst Kächele
International Psychoanalytic University
Stromstr.2-3
10555 Berlin
e-mail: horst.kaechele@ipu-berlin.de